

Verba volant

Onlinebeiträge des Vorarlberger Landesarchivs
www.landesarchiv.at

Nr. 27 (10.09.2008)



Jubiläumjahr 2005
Vorarlberg. Österreich. Europa.

„Wenn ich mich mit Geschichte befasse, mache ich mich zum Sprecher früherer Zeiten. Da gibt es keine Korrektur“

Bemerkungen zur Vorarlberger Landesgeschichtsschreibung nach 1945

Alois Niederstätter

Vortrag am 29. Juni 2005 in Bregenz (Landesarchiv). Alle Rechte beim Autor.

Auch veröffentlicht in: Aufbruch in eine neue Zeit. Vorarlberger Almanach zum Jubiläumjahr 2005, hg. von Ulrich Nachbaur/Alois Niederstätter. Bregenz 2006, S. 209-217.

In der ersten Druckerei Vorarlbergs, die Bartholomäus Schnell aus Langenargen 1616 in Hohenems einrichtet, erschien noch im selben Jahre die von Johann Georg Schleh aus Rottweil verfasste „Emser Chronik“ mit dem barocken Titel *„Hystorische Relation, oder eygentliche Beschreibung der Landschafft underhalb St. Lucis Stayg und dem Schallberg beyderseits Rheins biß an den Bodensee, so under die Rhetiam gezehlt, unnd die under Rhetia mag genennt werden“*. Schleh ist damit einerseits Begründer einer zusammenfassenden landeskundlichen Publikationstätigkeit, er steht gleichzeitig aber auch am Beginn der politischen Auftragsgeschichtsschreibung im Lande. Seine Arbeit entstand im Auftrag des Grafen Kaspar von Hohenems, dessen Herrschaftsgebiet wunschgemäß als kleines Paradies geschildert wird. Die Abstammung der gräflichen Familie führte er bis auf die Etrusker zurück, um sie als ältestes und be-

deutendstes Adelsgeschlecht der Region zu definieren. Die Emser Chronik sollte die von den Grafen konzipierte Einigung ganz Vorarlbergs unter ihrer Herrschaft historisch legitimieren und propagandistisch vorbereiten.

Dazu enthält das Werk auch eine Landkarte, die erste Vorarlbergkarte überhaupt. Sie ist bezeichnenderweise keine der damals üblichen geographischen Karten, sondern eine politische, die Landesgrenzen verzeichnet. Mehr noch: Nicht die damaligen Hoheitsgrenzen sind angezeigt, sondern imaginäre beziehungsweise historische Grenzen, wie sie dem politischen Anspruch der Reichsgrafen von Hohenems entsprechen – getreu dem Motto: „Wer die Vergangenheit kontrolliert, beherrscht die Zukunft“.

„Die Geschichte gehört vor allem dem Tätigen und Mächtigen, dem, der einen großen Kampf kämpft“, schrieb Friedrich Nietzsche 1873 in seiner Schrift „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“. Und so war es auch in diesem Fall.

Die Wurzeln einer modernen Landesgeschichtsschreibung liegen schließlich im 19. Jahrhundert. 1839 gab Franz Merkle aus dem Nachlass des 1822 verstorbenen Priesters Franz Joseph Weizenegger dessen Arbeit „Vorarlberg“ als erste umfassende Landeskunde unserer Region heraus. Wenige Jahre später folgte das noch heute nützliche und keineswegs zur Gänze überholte Buch „Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg“ von Johann Nepomuk von Vanotti. Obwohl als Kustos und später als Direktor des k. k. Münz- und Antikenkabinetts in Wien tätig, gab der Hittisauer Joseph von Bergmann (1796 bis 1872) der Vorarlberger Historiographie eine neue wissenschaftliche Grundlage. 1868 erschien seine – den über weite Strecken von ihm selbst erarbeiteten Forschungsstand zusammenfassende – „Landeskunde von Vorarlberg“. Sie stellt Bergmann an die Spitze einer vielfach bis in die Gegenwart reichenden Rezeptionskette.

Einen Höhepunkt erlebte die Vorarlberger Geschichtsforschung im ausgehenden 19. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts – nicht zuletzt durch den Wettstreit liberaler und katholisch-konservativer Historiker. Die moderne, positivistisch ausgerichtete akademische Forschung liberalen Zuschnitts repräsentierten die Gymnasiallehrer Hermann Sander (1840 bis 1919) und Josef Zösmair (1845 bis 1928), aber auch der Hohenemser Rabbiner Aron Tänzer (1871-1937). Sander, der sich

auch als Philologe einen Namen gemachte hatte, beschäftigte sich vor allem mit dem Süden des Landes, den Herrschaften Bludenz und Sonnenberg samt dem Montafon und dem Tannberg. Zösmair verdankt die Landesgeschichte neben zahlreichen anderen historischen und sprachwissenschaftlichen Studien profunde Arbeiten zur Herrschaftsgeschichte des Spätmittelalters, zur Verwaltungsgeschichte, zur Montangeschichte, außerdem Ansätze einer vergleichenden Landeskunde. Wichtige Regestenwerke erarbeitete Gebhard Fischer (1852-1935), gleichfalls Gymnasialprofessor. Wesentlich jünger als Sander und Zösmair, entstammte auch Adolf Helbok (1883-1968) diesem weltanschaulichen Lager. Auf ihn gehen unter anderem die bedauerlicherweise nie fortgesetzten „Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein bis zum Jahr 1260“ oder das immer noch modern anmutende Vandanser Heimatbuch zurück. Helbok wandte sich schließlich dem Nationalsozialismus und einer betont völkisch ausgerichteten Volkskunde zu.

Politische Gegner und wissenschaftliche Konkurrenten der liberal-deutschnationalen Historiographen kamen vor allem aus der Geistlichkeit: Pfarrer Josef Grabherr (1856 bis 1921), die Jesuiten Anton Ludewig (1854 bis 1932) und Franz Joseph Joller (1820 bis 1894), der Weltgeistliche Andreas Ulmer (1880 bis 1953), seit 1918 „Kirchenarchivar für Vorarlberg“. Grabherrs Forschungen über Blumenegg und St. Gerold, Ludewigs Zusammenstellung der Vorarlberger Studenten und Ulmers „Burgenbuch“ sind nach wie vor Standardwerke, ebenso wie Ludwig Rapps (1828 bis 1910) Generalvikariatsbeschreibung.

Einig waren sich die Vertreter der katholischen und der liberal-nationalen „Historikerszene“ indes hinsichtlich der Brauchbarkeit historischer Argumente zum Nachweis der Eigenständigkeit des Landes Vorarlberg. Die Bemühungen um die verwaltungsmäßige Trennung Vorarlbergs von Tirol waren eine wichtige Facette der Landespolitik der zweiten Hälfte des 19. sowie des frühen 20. Jahrhunderts. Damit hing auch die Gründung des „Museums-Vereins für Vorarlberg“ im Jahr 1857 zusammen, der als „nationales Institut“ ins Leben gerufen wurde. Er setzte sich von Beginn an die „Beleuchtung der Geschichte des Landes, seiner Ortschaften und ausgezeichneten Personen“ sowie den Aufbau einer Urkundensammlung zum Ziel. Die Jahresberichte des vorerst liberal dominierten Vereins erlaubten erstmals eine Publikationstätigkeit in einem rein Vorarlberger Periodikum.

Einen Teil der Aufgaben des Museumsvereins übernahm das 1898 als Landesanstalt eingerichtete Vorarlberger Landesarchiv, das sich durch die Einverleibung des Museumsarchivs und der Übernahme von Beständen aus verschiedenen Behörden rasch zum Kristallisationspunkt der Forschung entwickelte. Der erste Landesarchivar Viktor Kleiner (1875 bis 1950) trat selbst als Autor zahlreicher Arbeiten auf den Plan.

Weitere, teils konkurrierende Periodika zur Veröffentlichung der Forschungsergebnisse wurden geschaffen: 1904 das von Viktor Kleiner begründete, vom Museumsverein herausgegebene „Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs“ (ab 1917: „Vierteljahresschrift für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs“); im selben Jahr die „Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs“, 1906 die „Veröffentlichungen des Vereins für Christliche Kunst und Wissenschaft in Vorarlberg“, 1920 die „Heimat. Volkstümlicher Beitrag zur Kultur und Naturkunde Vorarlbergs“ sowie 1926 die von der Leogesellschaft herausgegebenen „Alemannia. Zeitschrift für Gebiete des Wissens und der Kunst mit besonderer Berücksichtigung der Heimatkunde“. Die Beilagen der Tageszeitungen, „Holunder“ zum Volksblatt und „Feierabend“ zum Tagblatt erreichten ein mit Blick auf die heutigen Printmedien geradezu unvorstellbar hohes wissenschaftliches Niveau.

Von außen wurde die Vorarlberger Geschichte dagegen kaum bearbeitet, insbesondere nicht von der auch lange nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie auf Wien zentrierten österreichischen Geschichtsforschung. Ausnahmen bildeten Innsbrucker Archivare und Universitätsprofessoren wie Michael Mayr, der spätere Bundeskanzler, und Otto Stolz (1881 bis 1957). Als überregionales Periodicum der Bodenseeanrainer stehen seit 1869 die „Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung“ zur Verfügung.

Seit den 1920er Jahren trat schließlich eine neue Historikergeneration auf den Plan: Meinrad Tiefenthaler (1902 bis 1986), Ludwig Welti (1904 bis 1971) und Benedikt Bilgeri (1906 bis 1993). Alle drei hatten in Innsbruck promoviert, Tiefenthaler 1926 mit der Arbeit „Die Besitzverhältnisse St. Gallens in Vorarlberg bis zum XIII. Jahrhundert“, Welti 1929 mit der im darauf folgenden Jahr gedruckten „Geschichte der Reichsgrafschaft Hohenems und des Reichshofs Lustenau“, Bilgeri 1932 mit einer Siedlungsgeschichte des Bregenzerwaldes. Welti und Bilgeri traten in den Schuldienst, Tiefenthaler erhielt 1928, nachdem er Assistent bei Adolf

Helbok gewesen war, eine Stelle als Archivar am Vorarlberger Landesarchiv. Während Meinrad Tiefenthaler fortan frühneuzeitliche Themen – oft mit volkskundlichem Einschlag – bevorzugte, widmete sich Benedikt Bilgeri vor allem der mittelalterlichen Siedlungsgeschichte. Methodisch von der historischen Geographie geprägt, beeindruckt gerade seine Dissertation „Die Besiedlung des Bregenzerwaldes in ihren Grundzügen“ durch ihre Tiefe und ihre innovative Kraft noch heute.

Dazu kam der Geograph und Historiker Franz Häfele (1889 bis 1947), der zwar in der Zwischenkriegszeit als Landeshistoriker eine Reihe viel beachteter Arbeiten zu verschiedenen historischen Themen sowie eine Landesgeschichte von der Urgeschichte bis zum Ende des Mittelalters verfasste, beruflich aber nicht wirklich einschlägig Fuß fassen konnte – zum einen aus politischen Gründen, Häfele war Sozialdemokrat, zum anderen weil er, etwa anderthalb Jahrzehnt älter als Bilgeri, Welti oder Tiefenthaler, nicht im richtigen Zeitfenster lebte.

Der Zweite Weltkrieg setzte auch auf dem Gebiet der Landesgeschichtsschreibung eine deutliche Zäsur. Das betrifft zum einen die Medienlandschaft: An die Stelle der Alemannia trat bereits 1946 die von Landesarchiv und Landesmuseum gemeinsam herausgegebene Zeitschrift Montfort, der Wechsel des Namens war wohl nicht nur eine Geste an die französische Besatzungsmacht. Als Programm formulierte Meinrad Tiefenthaler in der Einführung zur ersten Nummer: „Wir müssen die Eigenart des Landes betonen, müssen zeigen, welche Kräfte hier wirken und wie auch ein kleines Land in möglichster Freizügigkeit Großes erreichen konnte.“ Als Autoren des ersten Heftes waren mit von der Partie Benedikt Bilgeri, Paul Pirker, Erwin Heinzle, Andreas Ulmer, Richard Beitzl, Viktor Kleiner, Adalbert Welte, aber auch der im Juli 1945 als Direktor des Landesmuseums von Dienst enthobene Adolf Hild. Dazu kam 1949 wieder das Jahrbuch des Landesmuseumsvereins. Die mediale Vielfalt der ersten Jahrhunderthälfte war vorerst dahin.

Meinrad Tiefenthaler war 1939 als Nachfolger Viktor Kleiners Direktor des Landesarchivs geworden. Er bekleidete diese Position – unterbrochen durch Kriegsdienst von 1943 bis 1945 – bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand 1963. Von 1945 bis 1953 stand er auch dem Landesmuseum vor. Ludwig Welti kam 1947 ans Landesarchiv, nachdem er im Jahr zuvor aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft in Texas zurückgekehrt war. Benedikt Bilgeri hingegen, der von 1942 bis 1945 Kriegesdienst geleistet hatte,

wirkte weiterhin als Gymnasiallehrer in Bregenz, zuerst am Mädchenrealgymnasium, später auch am Bubengymnasium, von seinen Schülerinnen und Schülern heiß verehrt, aber auch gefürchtet.

Schon bald kam Unfrieden in die keineswegs heile Nachkriegswelt, musste das Fachpublikum ein tiefes Zerwürfnis zwischen Ludwig Welti und Benedikt Bilgeri zur Kenntnis nehmen, das angesichts der Schärfe der Polemik offenkundig über fachliche Differenzen hinaus reichte. Nach außen hin erkennbarer Hauptgegenstand der Auseinandersetzung war die Frage der persönlichen Freiheit der Vorarlberger Bevölkerung im Mittelalter. Während Benedikt Bilgeri vehement eine größtenteils freie Bevölkerung und Freiheit als konstitutives Element der mittelalterlichen Landesgeschichte postulierte, wies Welti auf die zahlreichen Quellenbelege für leibherrliche Strukturen hin.

Der Grund für diese in den Fachmedien ziemlich ruppig ausgetragene Konfrontation war wohl mehrschichtig. Zum einen dürften persönliche Aspekte eine Rolle gespielt haben. Zum anderen hatte sich Benedikt Bilgeris historisches Verständnis während des Zweiten Weltkriegs – aus welchen Gründen auch immer – tief greifend gewandelt: In seinen in den dreißiger Jahren verfassten siedlungsgeschichtlichen Arbeiten hatte er das dominierende herrschaftliche Element, die Existenz von Großhöfen, die mit abhängigen Knechten bewirtschaftet wurden, aber auch spätmittelalterliche Leibeigenschaft nicht nur akzeptiert, sondern sogar in den Vordergrund gestellt.

Nach dem Krieg vertrat Bilgeri hingegen eine merkwürdig anarchisch-romantische Sicht, die sich an der nationalen Schweizer Historiographie der Schule um Karl Meyer orientierte. Meyer hatte in der Entwicklung der Innerschweizer Talschaften einen einzigartigen Ausnahmefall in der Geschichte des Mittelalters und des abendländischen Bauerntums gesehen, er war zum Ideologen der „Geistigen Landesverteidigung“ in der Schweiz des Zweiten Weltkriegs geworden. Analog dazu stilisierte Bilgeri nun Vorarlberg zu einem einzigartigen Sozialbiotop der europäischen Geschichte, zu einer „Insel der Freiheit in einem Meer der Untertänigkeit“: Basisdemokratisch organisierte, in aller Regel „mittelständische“ Bürger und Bauern hätten in einem permanenten Abwehrkampf gegen Übergriffe von außen die Geschicke eines Landes bestimmt, das sich seit undenklichen Zeiten als geopolitische Einheit erwiesen habe und vom Volk auch stets als solche wahrgenommen worden sei.

Benedikt Bilgeris Sicht sollte in den frühen Sechziger Jahren die offizielle des Landes werden. Das kam so: Bereits in den Schuljahren 1946/47 und 1947/48 wurde er von seiner Lehrverpflichtung zur Durchführung wissenschaftlicher Forschungen freigestellt, die als Vorarbeiten für eine Landesgeschichte gedacht waren. Die Kosten trug das Land.

1955 avancierte Präsidialchef Dr. Elmar Grabherr zum Landesamtsdirektor – und damit zum ranghöchsten Beamten der Vorarlberger Landesverwaltung. Grabherr war nicht nur ein glänzender Jurist, sondern auch geschichtlich höchst interessiert – und zutiefst von der Identität stiftenden Kraft der Historie überzeugt. Er selbst formulierte: „Das Geschichtsbewusstsein wirkt für Gegenwart und Zukunft gemeinschaftsbildend. Das Geschichtsbild breiter Bevölkerungskreise beschränkt sich allerdings vielfach auf wenige bedeutende Ereignisse und Gesamturteile. Solche müssen keineswegs immer richtig sein, sie bestimmen aber das Verhalten der Menschen im öffentlichen Bereich“ und an anderer Stelle: „Wie eng Politik und Geschichte zusammenhängen, zeigen nicht zuletzt die häufigen Geschichtsfälschungen.“

Sein historisches Bezugsfeld hatte Elmar Grabherr nach dem Zweiten Weltkrieg im alemannischen Südwesten gefunden, sein politisches in der Eidgenossenschaft. Damit wurde ihm Vorarlberg innerhalb des österreichischen Staates zum Sonderfall, der aufgrund seiner Geschichte, seiner Strukturen allenfalls mit der Schweiz zu vergleichen – und dort wohl auch besser aufgehoben wäre.

Grabherr stand damit auch jenseits der Landesgrenzen keineswegs allein: Der Konstanzer Stadtarchivar Otto Feger propagierte damals das Konzept einer autonomen, dezentral organisierten „Schwäbisch-alemannischen Demokratie“, einen „Heimatstaat“, der Baden, Württemberg, Hohenzollern und Bayerisch-Schwaben sowie nach Möglichkeit auch Vorarlberg umfassen sollte. Das Elsass und die deutsche Schweiz bezog Feger angesichts der politischen Realität zwar nicht ein, die Eidgenossenschaft sollte aber wenigstens Vorbild in Hinblick auf die subsidiären und demokratischen Strukturen seines „Heimatstaats“ sein. Als Schnittstelle fungierte der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, der Grabherr übrigens 1968 mit der Ehrenmitgliedschaft auszeichnete.

Nach den Erfahrungen der NS-Herrschaft und wohl wegen der persönlichen Verstrickungen Elmar Grabherrns als ranghoher Beamter unter

Reichsstatthalter Hofer, mag die Sehnsucht nach neuen, kleinräumigeren Bezugfeldern, und durchaus auch nach einem Volk en miniature beträchtlich gewesen sein. Dass dabei das Alemannentum als konstituierendes Element der Gemeinsamkeit fungieren konnte, liegt auf der Hand.

Bald nach Elmar Grabherrs Bestellung wurde ein weiterer Anlauf zur Schaffung einer politischen Geschichte Vorarlbergs aus Benedikt Bilgeris Feder unternommen, der allerdings von Karl Ilgs Projekt der „Landeskunde Vorarlbergs“ blockiert wurde, die ja auch landesgeschichtliche Kapitel enthalten sollte. Grabherr urteilte damals über Bilgeri, dieser sei seit Jahrzehnten der erste Vorarlberger Historiker, der „auf Grund eigener Forschungen eine Reihe von unerforschten Abschnitten erhellt und bisher als festgelegt geglaubte Sachverhalte völlig neu erklärt“ habe. Offenbar schwebte Grabherr damals noch eine knapp gefasste Arbeit vor, die in erster Linie der staatsbürgerlichen Erziehung und der Volksbildung dienen sollte. Dafür sei Bilgeri der geeignetste Verfasser, „da er eine betont vorarlbergische Einstellung“ habe. Wieder bremste der Landeskulturberrat, der das Erscheinen der „Landesgeschichte“ im Rahmen von Karl Ilgs Landeskunde abwarten wollte. Sie sollte von Meinrad Tiefenthaler verfasst werden, tatsächlich schrieb sie dann aber Ludwig Welt – übrigens in zwei Varianten, weil seine ursprüngliche, sehr emotionale Darstellung der NS-Zeit in Vorarlberg als zu weit gehend eingeschätzt wurde. Solcherlei gab es allerdings nicht nur auf dem Gebiet der Zeitgeschichte: So heißt es etwa, dass die glänzende, 1967 approbierte Dissertation von Reinhold Bernhard, des leider so früh verstorbenen Leiters der Wissenschaftsabteilung im Amt Landesregierung, die sich mit der Vorarlberger Geschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts befasste, erst 1984 erscheinen konnte, eben weil sie sich nicht mit der von Bilgeri und Grabherr vorgegebenen Sicht der Dinge deckte.

1963 trat Meinrad Tiefenthaler in den Ruhestand, Ludwig Welti, ihm nachfolgend, an die Spitze des Vorarlberger Landesarchivs. Allerdings wurde ihm nur die wissenschaftliche Leitung übertragen, die administrative Leitung sollte hingegen der Landesbibliothekar und Schriftsteller Adalbert Welte besorgen.

Es muss für Welti ein weiterer harter Schlag gewesen sein, dass Grabherr ein Jahr später, 1964, auf den durch die Pensionierung Tiefenthalers frei gewordenen Dienstposten im Archiv ausgerechnet seinen Erzrivalen

Benedikt Bilgeri holte und diesen darüber hinaus de facto vom Dienst freistellte, damit er sich fortan ganz der historischen Forschung widmen konnte – ausdrücklich mit der Bestimmung, eine Landesgeschichte zu verfassen. Dafür wäre Welti, als Historiograph der Grafen von Hohenems hinlänglich diskreditiert, nicht in Frage gekommen. Ein zweiter Auftrag an Benedikt Bilgeri, nämlich ein Vorarlberger Urkundenbuch zu erstellen, fiel alsbald unter den Tisch.

Im Jahr 1968 erfolgte der erste Coup, es erschien Benedikt Bilgeris Studie „Der Bund ob dem See“, die die Verhältnisse in Vorarlberg während der Appenzellerkriege zu Beginn des 15. Jahrhunderts beleuchtete. Die Arbeit ist als Veröffentlichung einer Stiftung „Pro Vorarlberg“ gekennzeichnet, die Grabherr ideell und materiell trug. Die Namensgleichheit mit der ein Jahrzehnt später auftretenden Bürgerinitiative ist sicher nicht zufällig. Als Vorbild diente die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, die sich die Aufgabe stellte, das kulturelle Erbe des Landes zu wahren, das künstlerische Schaffen und die Volkskultur zu unterstützen. Sie war 1938 im Rahmen der so genannten „Geistigen Landesverteidigung“ zur Förderung der geistigen Werte der Schweiz geschaffen worden.

Benedikt Bilgeri stilisierte diesen Bund ob dem See, der für wenige Jahre zwischen 1405 und 1408 Teile der Ostschweiz und Vorarlbergs umfasste, zur Keimzelle eines demokratischen Europa: „Der Untergang des Bundes ob dem See hat für die Geschichte aller beteiligten Länder, ja ganz Mitteleuropas, kaum überschätzbare Bedeutung. Hält man sich vor Augen, er hätte Bestand gehabt - die Folgen für die Staatenwelt ganz Schwabens und seiner Nachbargebiete, für Tirol und das gesamte habsburgische Landesherrentum wären unübersehbar geworden. Eine Eidgenossenschaft, stärker als die alte der Waldstätte, verbunden mit einer Anzahl gleichartiger Tochterrepubliken, hätte die Geschehnisse eines neuen Zeitalters entscheidend beeinflusst, [...] ein revolutionärer Volksstaat, der Jahrhunderte vor 1789 den Feudalismus vernichtet und bis in unbestimmte Ferne den Bedrückten Freiheit und Gleichheit verkündet hätte. [...] An der Isolierung inmitten einer feindlichen, weithin auch noch nicht reifen Umwelt, nicht zuletzt durch das Versagen der einzigen Freunde sind sie gescheitert. Der Ruhm der Vorkämpfer bleibt den Männern von 1405-1408 trotzdem. Sie standen moralisch unvergleichlich höher als ihre Gegner, und der Gang der Weltgeschichte hat ihrer Idee, freilich erst viel später, Recht gegeben“

Wir hätten es also mit einem weltgeschichtlich relevanten Vorgang zu tun, der in seiner Bedeutung mit der Französischen Revolution gleichzusetzen sei. Allerdings richtet sich Bilgeris Abgrenzung unter Betonung der Einzigartigkeit der demokratischen Tradition Vorarlbergs konsequent nach allen Seiten: „Die Vorarlberger hatten der Freiheit zuliebe den Zusammenschluss im Bunde gesucht; dabei waren sie dem Machtgedanken der Eidgenossen begegnet, dem Willen zur Herrschaft [...]. Es war ein dem eigenen Denken fremdes Prinzip, in anderem Gewande dasselbe, was von den Habsburgern und den Herren drohte.“ Durch diese Differenzierung übertrifft Vorarlberg auch den einzigen Konkurrenten, der ein solches Maß an Freiheit zu bieten hatte, der Bund ob dem See wird zu einer erneuerten, qualitativ hochwertigeren Eidgenossenschaft, die Vorarlberger somit zu „Supereidgenossen“. Die Schlussfolgerungen daraus liegen auf der Hand.

Vorerst schritten auch die Arbeiten an Benedikt Bilgeris Landesgeschichte zügig voran, 1971 erschien der erste, 1974 der zweite Band. Dann traten Verzögerungen ein, unter anderem bedingt durch weitere Publikationsprojekte Bilgeris, wie die Stadtgeschichten von Bregenz und Feldkirch oder das Liechtensteinische Urkundenbuch. So kam es, dass der fünfte und letzte Band seiner Geschichte Vorarlbergs erst 1987 präsentiert werden konnte. Bereits 1971 hatte Bilgeri das 65. Lebensjahr vollendet, hätte also in den Ruhestand treten müssen. Tatsächlich aber gehörte er noch weitere acht Jahre, bis 1979 – im aktiven Dienst stehend – dem Personalstand des Landesarchivs an.

Aus dem ursprünglichen Projekt einer kurz gefassten politischen Geschichte Vorarlbergs, für die eine Vorbereitungszeit von einem Jahr veranschlagt wurde, waren 23 Jahre und fünf stattliche Bände mit zusammen über 2.700 Seiten geworden, die bis heute viele gutbürgerliche Bücherregale zieren.

Das Werk sollte als monumentale Einzelleistung, keineswegs aber als Auftragswerk gelten: Es gibt daher kein Vorwort von politischer Seite, keinen Hinweis auf die aus Landesmitteln erfolgte Finanzierung.

Insbesondere die beiden umfangreichen Mittelalter-Bände wurden von der Fachwelt schon wegen des ungewöhnlich intensiven Quellenbezugs vorerst freundlich aufgenommen. Für die Vorarlberger Historiographie bedeutet Benedikt Bilgeris Landesgeschichte im Kontext seiner weiteren Publikationen einen beträchtlichen Fortschritt, gleichzeitig aber auch eine Bürde. Ihr Autor wollte eine politische Geschichte des Vorarlberger Volkes

schreiben, was ihm tatsächlich gelang – im doppelten Sinn des Wortes. Unbestritten ist, dass Bilgeri ein imponierendes Daten- und Faktengerüst erstellt hat, das eine tragfähige Basis für weitere Forschungen bietet und noch lange bieten wird. Unbestritten ist heute freilich auch, dass die Emotionalität der Darstellung, die Wertungen, die ideologische Überfrachtung den Wert seiner Arbeit schmälern. Damit wüsste der Historiker umzugehen, sofern er sich darauf verlassen kann, dass wenigstens der Umgang mit dem Quellenmaterial im Rahmen der Möglichkeiten methodisch korrekt ist. Erst allmählich wurde aber anhand nachrecherchierter Einzelbeispiele deutlich, dass es hier an der gebotenen Verlässlichkeit leider mangelt. Es sind nicht nur Nuancen, die Benedikt Bilgeri auf dem Altar der Vorgaben und der Geschlossenheit der Darstellung opferte. Dagegen mögen der oft allzu saloppe Umgang mit den Arbeiten anderer Historiker und das beharrliche Ignorieren des allgemeinen Standes der Forschung noch als lässliche Sünde hingehen.

Durch die fünf Bände ziehen sich folgende Grundthesen:

- Vorarlberg ist seit urdenklichen Zeiten, nämlich bereits seit den vorchristlichen Jahrhunderten, eine geopolitische Einheit, die von der Bevölkerung stets als solche empfunden wurde.
- Bedroht wurde diese Einheit nur von außen, von den Römern, dann vom fränkischen Königtum, von den Staufern, den Habsburgern und schließlich von der Republik Österreich.
- In Vorarlberg spielte Leibeigenschaft nur eine untergeordnete Rolle als Verfallserscheinung, persönliche Freiheit sei vielmehr der Urzustand.
- Die Vorarlberger Gesellschaft war seit jeher im Kern egalitär und basisdemokratisch organisiert, sie regelte – so gut es eben die äußeren Feinde zuließen – ihre Angelegenheiten auf der Ebene der Gemeinden, der Gerichte und der Landstände selbst.
- Vorarlberg und seine Verhältnisse sind einzigartig, die Vorarlberger waren und sind grundsätzlich anders als die anderen. Dies bezieht sich nicht nur auf den Rest von Österreich, sondern auch auf Schweizer und Schwaben – die Vorarlberger sind ein eigenes Volk, eine eigene Nation.

Der Prämisse, historische Forschung als ein objektorientiertes, unvoreingenommenes, wissenschaftlich diszipliniertes Verhältnis zur

Vergangenheit zu sehen, das nach einer Minimierung der Möglichkeiten strebt, Erinnerung - und damit auch den Menschen - durch Interessen und Ideologien zu manipulieren, entspricht solcherlei kaum. Allerdings ist Bilgeris *opus magnum* ein spätes, ethnozentriertes Beispiel „monumentalistischer“ Geschichtsbetrachtung im Sinne Nietzsches.

Wie weit Bilgeri zuletzt vom Anspruch der Unfehlbarkeit beseelt war, belegt eine sehr ernst gemeinte Äußerung aus dem Jahr 1982: „Wenn ich mich mit Geschichte befasse, mache ich mich zum Sprecher früherer Zeiten. Da gibt es keine Korrektur.“ Fachliche Kritik an seinen Thesen musste er daher durchwegs als persönlichen Angriff empfinden.

Längst hatte zu dieser Zeit ein weiterer Spieler die Bühne betreten: Karl Heinz Burmeister, der 1969 als Landesarchivar auf Ludwig Welti gefolgt war, geboren 1936, damit eine Generation jünger als Bilgeri. Als Rechtshistoriker geprägt, aber auch in hohem Maß kultur- und geistesgeschichtlich interessiert, deckte Karl Heinz Burmeisters Oeuvre ein ungemein breites Spektrum ab, ein neues, nicht mehr nur auf das Politische fokussierte Bild der vorarlbergischen Vergangenheit entstand. Seine kurz gefasste, seit 1980 in vier Auflagen erschienene „Geschichte Vorarlbergs“ ist längst zum Standardwerk geworden.

Der Konflikt war vorprogrammiert. Vorerst ging es um die Art und Weise der Benützung des Archivs bzw. der Archivalien durch Benedikt Bilgeri, der auch nach seiner Pensionierung permanenten Zugang zu den Depots beanspruchte und leider mit den Dokumenten nicht allzu sorgsam umzugehen pflegte. Zum Eklat kam es schließlich im Zusammenhang mit einem Radiointerview im Spätherbst 1986, in dem Burmeister Benedikt Bilgeris Landesgeschichte kritisch betrachtete. Die Wogen gingen hoch, als daraufhin der damalige Chefredakteur der Vorarlberger Nachrichten, Dr. Franz Ortner, in einer Glosse Karl Heinz Burmeisters Ausweisung aus Vorarlberg forderte, sich ein Aktionskomitee „Heimat Vorarlberg (Anti-Burmeister-Initiative)“ formierte, zahlreiche, teils höchst untergriffige Leserbriefe verfasst wurden, sich die Professoren, Assistenten und Studierenden des Instituts für Geschichte der Universität Innsbruck mit Burmeister solidarisierten und schließlich 182 Personen des öffentlichen Lebens in einer bezahlten Anzeige die politisch Verantwortlichen des Landes aufforderten, den Drohungen gegen den Landesarchivar entgegenzuwirken. Vorarlberg hatte damit einen „Historikerstreit“, der letztlich keiner war, weil eine sachliche Auseinandersetzung nicht hatte stattfinden können. Allzu

rasch war die Ebene des Persönlichen erreicht, endet doch Benedikt Bilgeris erstes öffentliches Statement im Rahmen dieses Konfliktes in den „Vorarlberger Nachrichten“ vom 26. November 1986 mit den Worten: „So zieht er [Burmeister] herum mit seinem Bündel grober Unwahrheiten und sucht Vorarlbergs Geschichte auf seine eigene Trostlosigkeit zu nivellieren. Er schadet auch in Innsbrucks Hörsälen, wenn ein einsamer Hörer sich zu ihm verirrt.“

Die Nachkriegszeit in der hiesigen Geschichtsschreibung, die damals – in den achtziger Jahren – mit lautem Getöse zu Ende ging, wies durchaus unterschiedliche Ebenen und Facetten auf. Da gab es die haupt- oder zumindest nebenamtlich als Historiker tätigen Profis, wie Tiefenthaler, Welti, Bilgeri, nicht zu vergessen die Stadtarchivare Erich Somweber, Gerhard Wanner, Emmerich Gmeiner, die teils auch über ihr örtliches Umfeld hinaus Pionierarbeit leisteten.

Als „gelernter“ Historiker zu den Profis rechnen muss man freilich auch Hans Nägele. Er schuf im Auftrag der Textilindustriellen den Mythos vom typischen Vorarlberger Unternehmer, der seine Fabriken nicht des schnöden Profites wegen baute, sondern um der Bevölkerung Arbeit und Brot zu geben. In dieser Idylle gab es keine Proletarier, keine Arbeitskämpfe, sondern nur eine gerne hart arbeitende und dabei glückliche Arbeiterschaft. Für Nägele bildeten die Unternehmer und die Arbeiter eine „Schicksalsgemeinschaft, die vom gleichen Willen beseelt ist“. Deshalb fühlt sich der Arbeiter auch „als Teil seines Betriebes, er ist mit ihm eng verbunden“, was auch das „tiefe eigenartige persönliche Verhältnis zwischen dem Unternehmer und Arbeiter bis in die neueste Zeit“ erkläre. „In Vorarlberg ist es der Arbeiterschaft im Verein mit den Unternehmern gelungen, gerade die Industrie zum schönsten Ausdruck ihrer Heimatliebe zu gestalten.“ Und Nägele warnte: „Wenn heute die Familien, die unsere Heimat zu dem gemacht haben, was sie heute ist, ausgeschaltet würden, wenn man unter Demokratie die Herrschaft des Proletariats und der Plebejer verstünde, würde man bald erleben, wohin wir kämen.“ Denn: Kein Unterricht könne „aus einem von Haus aus unbegabten Menschen einen hochwertigen Staatsbürger machen.“ Auch das ist ein durchaus intensiv rezipiertes Segment regionaler Historiographie der Nachkriegszeit.

Daneben konnte sich in Vorarlberg – wie kaum anderswo – Orts- und Heimatgeschichte etablieren, in erster Linie betrieben von engagierten Laien, aber auch von renommierten Pädagogen wie Arthur Schwarz oder

Rudolf Fischer. Spannungen blieben auch hier nicht aus. Hobbyforscher standen den Profis skeptisch gegenüber – und umgekehrt. Aus der Sicht der Geschichtswissenschaft mangelte es den historischen *self-made-men* nicht selten am methodischen Rüstzeug, an einem das ganze Fach erfassenden Kenntnis- und Erkenntnishorizont. Dazu kommt, dass im Mittelpunkt des heimatkundlichen Interesses allzu oft die Sehnsucht nach einer wenn nicht heilen, so doch heileren oder zumindest urwüchsigeren, weniger komplizierten Welt stand, die man als Antwort auf die zunehmend komplexe Gegenwart in der Vergangenheit finden wollte – und damit wohl auch der Wunsch, sich dem alltäglichen Wandel durch das Konservieren von Zuständen, von Strukturen zu entziehen. Hinsichtlich solcher Intentionen schloss sich freilich wiederum der Kreis zwischen Heimatgeschichte und der Auftragsgeschichtsschreibung auf höherer Ebene.

In den Jahrzehnten des materiellen und ideellen Wiederaufbaus, der gesellschaftlichen Integration, aber auch der Schaffung klarer politischer Machtverhältnisse kam der Historiographie, soweit sie offiziös war, zum einen eine Identität stiftende Funktion zu. Vorarlberg, das unter der NS-Herrschaft weitgehend von der Landkarte verschwunden war, musste als Heimat erst wieder etabliert werden, für die Einheimischen, vor allem für die Jugend, aber auch für die vielen Neo-Vorarlberger. Dazu bedurfte es selbstverständlich des Geschichtlichen. Meinrad Tiefenthaler führte 1946 im Vorwort zum ersten Heft der Montfort dazu aus: „Es muß tief in das Bewusstsein der Bevölkerung dringen, daß Vorarlberg eine geschichtlich gewordene Einheit ist.“ Und: „So haben leider gerade die jungen Leute nichts mehr über Vorarlberg erfahren und sehr viele werden ein Bedürfnis haben, diese Lücke aufzufüllen.“ Auch die Jungbürgerbücher gehören in diesen Kontext.

Dass schließlich jenes Geschichtsbild entstehen konnte, das Vorarlbergs weltgeschichtliche Einzigartigkeit postulierte, ist hingegen einzig dem Willen und dem Zusammenwirken zweier starker Persönlichkeiten zuzuschreiben, dem mächtigen, aber keineswegs allmächtigen Elmar Grabherr und dem wortgewaltigen Benedikt Bilgeri, der, wie ich meine, weit über Grabherrns ursprüngliches Ziel schoss und so zuletzt auch den Alt-Landesamtsdirektor nötigte, selbst zur Feder zu greifen und eine eigene, kurz gefasste Landesgeschichte zu schreiben.

Freilich – beide sind zu spät gekommen: Bilgeris monumentale Landesgeschichte war bereits bei ihrem Erscheinen ein historiographischer

Anachronismus, so dass ihr nur eine verhältnismäßig kurze Spanne der Wirksamkeit beschieden war. Allen Be- und Gedenkjahren zum Trotz hat die Historie ihre staatstragende Kraft in unserer Gesellschaft weitgehend eingebüßt. Wenn sie in diesem Sinne noch wirkt, dann vor allem Identität stiftend im lokalen Bereich.

Die Nachkriegszeit in der Vorarlberger Landesgeschichtsschreibung endete – wie schon gesagt – Ende der Siebziger, Anfang der Achtziger Jahre, nicht abrupt, sondern allmählich, jedoch keineswegs sang- und klanglos. Jene Historiker, die damals von den Universitäten kamen, hatten dort ein politisches Ambiente kennen gelernt, das grundlegend anders war als die ihrer Väter, grundlegend anders aber auch als das derjenigen, die noch wenige Jahre vor ihnen studiert hatten. Neue Fragestellungen und Methoden wurden nicht nur diskutiert, sondern auch angewandt. Zeitgeschichte trat in den Vordergrund – und der Wunsch, nach grundlegenden politischen Veränderungen. Die sorgsam gehütete Nachkriegswelt, die mehr oder weniger stillschweigend geschlossenen Kompromisse, die Sprachregelungen in Hinblick auf die jüngere und jüngste Vergangenheit zerbrachen.

1982 fanden sich – damals – junge Vorarlberger Historiker in einer Vereinigung zusammen, die sich nach dem 1942 vom NS-Regime hingerichteten Widerstandskämpfer Johann-August-Malin-Gesellschaft benannte. Sie widmeten sich der Zeitgeschichte, wobei vor allem der Ständestaat und die NS-Herrschaft ihr besonderes Interesse fanden und finden. In einer Reihe von Publikationen wurden bis dahin zumindest teilweise tabuisierte Themen aufgegriffen und öffentlich diskutiert, die Geschichtsbetrachtung der Nachkriegszeit war als harmonisierend entlarvt. Nach harten Diskussionen und Auseinandersetzungen konnte sich die Johann-August-Malin-Gesellschaft in der Vorarlberger Geschichtslandschaft nachhaltig etablieren.

Von erheblicher Bedeutung für ein sich allmählich wandelndes Geschichtsbild seit den achtziger Jahren war auch die weitere Professionalisierung der Historiographie. Die personelle Ausstattung der einschlägigen Einrichtungen, der Archive und Museum verbesserte sich zusehends, vor allem auch auf kommunaler Ebene. Paradebeispiel dafür ist Dornbirn. Zahlreiche örtliche und überörtliche historische Vereinigungen entstanden, schufen Publikationsorgane. Der Output vervielfachte sich. Keine Gemeinde wollte ohne Heimatbuch sein, zu deren Bearbeitung

zunehmend ausgebildete Historikerinnen und Historiker herangezogen wurden. Man begann – auch in den Gemeinden – stolz darauf zu werden, keine Jubelschriften zu erhalten, sondern kritische, methodisch saubere Bestandsaufnahmen.

Vorarlberg – eine historiographische Insel der Seligen? Natürlich nicht: Trotz einer verhältnismäßig großen Zahl von Studierenden des Fachs Geschichte ist die personelle Basis schmal. Nur wenige Absolventen des Studiums besitzen tatsächlich das fachliche Rüstzeug, das ihnen einen sicheren Umgang mit dem Quellenmaterial ermöglicht. Das gilt für alle Epochen der Geschichte.

Personelle wie materielle Kapazitätsengpässe lassen Forschung meist nur als Auftragsforschung etwa im Rahmen von Ortsgeschichten und Jubiläen zu, es mangelt an umfassenderen, fachlich-methodisch sorgfältig definierten, zumindest mittelfristig angelegten Projekten und deren Finanzierung.

Nach wie vor bestehen erhebliche Defizite auf dem Gebiet der historischen Grundlagenforschung – vordringlich an systematisch erstellten Quelleneditionen und Regestenwerken, dann an Arbeiten zur materiellen und ideellen Infrastruktur. Wir wissen viel zu wenig über die demographischen, verkehrs-, verfassungs-, verwaltungsgeschichtlichen Gegebenheiten, über Konstanten und Wandel im ökonomischen Bereich, über die Bedingungen, unter denen soziale Veränderungen abliefen.

Aber: Wir arbeiten daran!